

2 Methodik

2.1 Grundprämissen qualitativer Forschung

Nach Herbert Blumer (1954) handeln Menschen gegenüber der Welt, indem sie diese mit Bedeutungen versehen und sich dann dazu verhalten. Manchmal ist es auch nur die Erwartung einer bestimmten Bedeutung. Sichtbar werden Bedeutungen ausschließlich im Verlauf von Interaktionen, außerhalb davon nicht. Situationen, in denen Menschen interagieren, dienen dazu, die voneinander erwarteten Bedeutungen miteinander auszuhandeln. Unterscheiden sich die Vorstellungen über jene Bedeutungen, kommt es nicht selten zu verschiedenen Formen von Konflikten (Dellwing und Prus 2012, S. 21). Dies bedeutet aber auch, es gibt keine Bedeutungen von Dingen jenseits der menschlichen Interaktion. Die Welt ist nicht voller Bedeutungen, die erst entdeckt werden müssen, sondern viele kleine konkrete Handlungen versehen kontextgebunden ein Objekt mit Inhalt. In anderen Kontexten können sich ganz andere Deutungen ergeben. Interpretation, so die Grundannahme dieser Arbeit, ist also eine komplexe gemeinschaftliche menschliche Leistung (Dellwing und Prus 2012, S. 20; Kaschuba 1999, S. 210). Die Bedeutungen von Menschen selbst werden im Sprachgebrauch meist mit Identitäten oder Persönlichkeiten beschrieben. Diese Identitäten werden zum Teil gemeinschaftlich erschaffen, zum Teil werden sie Menschen auch auferlegt, was diese dann zu Objekten degradiert. Aus diesem Grund wird zu einem späteren Zeitpunkt in dieser Arbeit auch die Aussage getroffen, dass Identität eher eine Zumutung, denn etwas Erstrebenswertes sei. (S. 87, in Kapitel 3.4) Nichtsdestotrotz, die „Antizipation der Interpretation anderer liefert den Kontext, in dem wir selbst unsere Handlungen ausführen[...]“ (Dellwing und Prus 2012, S. 31) Handlungen erfolgen demzufolge zum einen in der Annahme einer normativen Definition einer Situation in einer bestimmten Gruppe. Zum anderen repräsentieren sich Menschen im Rahmen der ihnen

zugeordneten Identitätskonstruktionen, die „mit Unterstellungen bezüglich Geschlecht, Aussehen, gesprochenen Sprachen etc. verwoben sind.“ (Dellwing und Prus 2012, S. 37) Dabei sind es vor allem erlernte Perspektiven und Wahrnehmungen, die diese Repräsentationen beeinflussen (Appadurai 1996, S. 48).

Daraus ist zu schließen, dass auch der Status von Menschen nicht automatisch vorhanden ist, zum Beispiel strukturell, sondern in jeder Situation durch die Menschen aktiv ausgehandelt bzw. reproduziert wird (Dellwing und Prus 2012, S. 25). Nicht Strukturen, sondern Aktivitäten sind der Ausgangspunkt, um menschliches Handeln verstehen zu können und vor allem verstehbar zu machen, da es hinter der Praxis keine immer vorhandene strukturierende Wahrheit gibt. Selbst Meinungen sind niemals vorgefasst und werden in entscheidenden Situationen nur noch präsentiert, vielmehr entstehen Meinungen erst im Verlauf einer Interaktion und dies auf eine einzigartige, kaum zu reproduzierende Art und Weise. So gesehen können auch Meinungen nicht losgelöst vom Kontext betrachtet werden (ebd., S. 30). Aus diesem Grund findet sich weiter unten in diesem Kapitel ein Abschnitt, in dem diese Arbeit kontextualisiert wird und ich mich als Autorin vorstelle.

Es kann also festgehalten werden, dass Handlungen Bedeutungsangebote darstellen. In ihrer Entstehung sind diese Angebote besonders interessant. Relevant ist, so die Ausgangsüberlegung für qualitative Forschung, wie in Interaktionen Bedeutung generiert wird. Die eigentliche Bedeutung, also die Inhalte oder deren Bewertung, sind dann gar nicht mehr so wichtig (ebd., S. 27). In meinem Fall konnte ich also gar nicht genug betonen, dass das Ziel meiner Forschung nicht etwa ist, zu verstehen, warum Frauen Kopftücher tragen, sondern wie aus diesem Tuch eine muslimische Mode entsteht. Das Ziel einer qualitativen Forschung muss es sein, diese Bedeutungsgenerierung zu erfassen, anhand realer Sachverhalte darzustellen und schließlich adäquate Erklärungen und Prognosen zu entwickeln (Holweg 2005, S. 36). Dabei bin ich also nicht den Weg der quantitativen empirischen Sozialforschung gegangen und habe versucht mittels einer statistisch signifikanten Anzahl an Interviewpartner*innen oder Untersuchungen quantitativ repräsentative Daten zu schaffen, sondern die ethnologische Methode zielt darauf ab, einen Ausschnitt der Wirklichkeit „dicht“ zu beschreiben (vgl. hierzu Geertz 1983). Dazu wurde Methoden-Triangulation angewandt, da „zur Untersuchung eines Phänomens [wenige] Fälle oft aussagekräftiger sind als der Einsatz einer Methode an vielen Fällen.“ (Flick 2000, S. 260) Zur Gewinnung empirischen Wissens wurde also Aufwand an einzelnen Fällen betrieben, durch zeitliche Streckung ebenso wie durch varianten- und umfangreiches Datenmaterial (Amann und Hirschauer 1997, S. 16).

2.2 Überblick über die Methoden dieser Arbeit

Gemäß den Prämissen qualitativer Forschung zielt diese Arbeit darauf, die Bedeutungen, welche den vestimentären Objekten durch die Frauen verliehen wird, nachvollziehen zu können. Dazu ist der forschungspraktische Teil dieser Dissertation als qualitative ethnografische Sozialforschung angelegt. Die Gültigkeit der getroffenen Aussagen liegt im Konkreten und Beispielhaften. Nicht jedoch strebte ich die Erfassung einer möglichst großen Population oder auch nur einer repräsentativen Anzahl an, wie das in quantitativen Forschungsansätzen der Fall ist. Die vorliegende Forschung bedient sich subjektzentrierter Methoden, wie zum Beispiel qualitativen Interviews und Teilnehmender Beobachtung (TB), aufgrund der Annahme, dass einem Dialog und einer lang angelegten Beobachtung mehr Informationen über die Dynamiken der Bedeutungszuschreibung von Objekten und Subjekten entnommen werden können als einem anonym ausgefüllten Fragebogen (Hauser-Schäublin 2008). Letzterer ist das Mittel der Wahl, wenn es darum geht, die qualitativ gefundenen Ergebnisse auf ihre statistische Signifikanz zu untersuchen.

Zu den wichtigen Grundlagen ethnologischer Forschungsanleitungen gehört die frühe Literatur aus der qualitativen empirischen Sozialforschung. Z.B. aus dem englischen Sprachraum James Spradley (1979) und die Begründer der „Grounded Theory“ Methode Glaser und Strauss (1967) sowie in der deutschen Literatur Uwe Flick (1991) und Phillip Mayring (2002). Eine neuere systematische und übersichtliche Besprechung ethnologischer Forschungstechniken in deutscher Sprache bietet der Sammelband von Bettina Beer (2008a).

Über die genannte Grundlagenliteratur hinaus fanden weitere methodische Konzepte Eingang in diese Arbeit. Eine Veränderung in der Forschungspraxis bewirkte z.B. Arjun Appadurai (2002), der anmerkte, dass eine Bewusstwerdung der Konstruktion des Forschungsfeldes der Ausgangspunkt jeder Forschung darstellen solle. Außerdem erfuhr die Methodologie der Europäischen Ethnologie in den letzten Jahren einen Paradigmenwechsel hin zum „transnational approach“. Der von George Marcus (1995) entwickelte Ansatz der „multi-sited ethnography“ ermutigte die Forscher*innen, den pluralen Realitäten in ihren Forschungen mehr Raum zuzugestehen. Den über Landesgrenzen hinweg, durch lokale, mediale und kommunikative Interaktion vorhandenen Verbindungen sei durch mehrörtige Forschungsdesigns angemessen zu begegnen. Dabei seien es die „Objekte, Konflikte und Geschichten“, welche als Orientierungspunkte in den Biographien der Menschen dienen und die dabei helfen sollen, die vielfältigen Verbindungen offenzulegen (Marcus

1995, S. 106 f.). Aus diesem Grund bin ich den Forschungspartnerinnen durch ihre verschiedenen Alltagssituationen gefolgt, habe mit ihnen Photoalben betrachtet oder sie zum Bekleidungskauf begleitet. Wo mir keine Reise über Landesgrenzen hinweg möglich war, bat ich meine Interviewpartnerinnen darum, Bilder aufzunehmen und mir mitzubringen. Bei der Übergabe erzählten sie mir dann in der Regel allerlei Anekdoten im Zusammenhang mit der porträtierten Mode. Ich beschränkte mich zwar auf wenige Interviewpartnerinnen, suchte aber wiederholt das Gespräch, teils in ausgewiesenen Interviewsituationen, teils in offenen Gesprächen, in denen ich auch über den Fortgang meiner Thesenentwicklung mit den Frauen sowohl auf arabisch als auch auf deutsch diskutierte.

Im Folgenden werden die genannten Techniken ethnologischer Feldforschung genauer beschrieben. Ich werde die angewandten Methoden ausführen, die Operationalisierung und den Forschungsprozess beschreiben und abschließend auf die Problematik von Projektion und Konstruktion innerhalb dieser Methoden kritisch eingehen.

2.2.1 Interviews

Die erste Quelle, die in die vorliegende Forschung eingeflossen ist, ist das qualitative Interview. Generell ist das Ziel eines ethnologischen Interviews, das Alltagswissen der untersuchten Menschen in Erfahrung zu bringen. Dieses besteht aus implizitem, erlerntem Wissen sowie dem Vermögen sich erfolgreich und weitgehend konfliktfrei durch den Alltag zu bewegen. Darüber hinaus ist das Ziel, die Handlungsstrategien und Deutungsmuster verstehen zu lernen. Indem ein Zugang zur Sicht der Akteur*innen geschaffen wird, kann ihr Verständnis der Realität und ihre subjektive Sinnggebung erfasst werden (Schlehe 2008, S. 121). Die in den Interviews aufgezeigten Sinnzusammenhänge können sich von denen der Forscher*in stark unterscheiden. Hier eine Klärung zu erreichen begründet einen der Vorteile des qualitativen Gesprächs (Helfferich 2005, S. 19 f.). Qualitative Interviews zielen außerdem darauf ab, möglichst viel vom Gegenüber zu erfahren. Hierzu wird eine Gleichzeitigkeit von Nähe und Distanz geschaffen. Die Nähe wird benötigt, um ein Vertrauensverhältnis aufzubauen, welches ein informatives Gespräch überhaupt erst möglich macht. Die Distanz hingegen verhindert, dass die Forscher*in, als Teil einer Situation, den Überblick verliert, wie es im Rahmen der TB vorkommen kann. Deshalb ist die Interviewsituation auch klar und für die Interviewpartner*innen erkennbar von den offenen

Informationsgesprächen zu unterscheiden, die im Verlauf der Teilnehmenden Beobachtung regelmäßig geführt werden (Schlehe 2008, S. 125).

Die Hauptformen qualitativer Interviews sind das narrative Interview und das themenzentrierte Interview. Die narrative Gesprächsform, entwickelt von Fritz Schütze (1983) und beschrieben zum Beispiel bei Mayring (2010), zielt vor allem darauf ab, die Gesprächspartner*innen in eine reflexive Haltung gegenüber Aspekten ihres Lebens zu führen. Das Fehlen des Frage-Antwort-Schemas bietet die Möglichkeit Informationen zu erfahren, nach denen man gar nicht gefragt hätte. Hingegen erleichtert das themenzentrierte Interview, wie es bei Hammersley und Atkinson (1983) beschrieben wurde, den Einstieg in ein Gespräch, da die Interviewsituation durch einen Leitfaden oder einen Fragebogen gestützt wird. Meist wird, und wurde auch in dieser Forschung, eine Mischform beider Interviewtechniken angewandt, je nach Situation.

Da es in der vorliegenden Forschung weniger darum ging, einen Text zu erzeugen als einen Verständnisprozess zu generieren, hat sich eine der besagten Mischformen, das „Problemzentrierte Interview“, als sehr hilfreich erwiesen. Dieses wurde zum Beispiel von Witzel (1985) beschrieben. Hierbei werden die Vorteile beider Interviewformen kombiniert. Dialogisch und am Problem orientiert wird einerseits der Gesprächsfaden bei den Interviewten belassen, andererseits wird mittels eines nur gelegentlich, wenn überhaupt konsultierten Leitfadens eine vorsichtige thematische Sortierung vorgenommen (vgl. auch Klinkhammer 2000, S. 111). Uwe Flick (1995) hat eine sehr ähnliche Form der Interviewführung als episodisches Interview bezeichnet, bei der die initiale Erzählaufforderung gelegentlich wiederholt oder auch justiert wird, wenn ein Themenbereich nach mehreren Nachfragen gesättigt erscheint (vgl. auch Helfferich 2005, S. 14). Die gewählte Interviewform des „Problemzentrierten Interviews“ zielt, ebenso wie das narrative Interview, darauf ab, einen Prozess der Reflexion bei den Interviewpartner*innen einzuleiten. Ich wählte diese Gesprächsform, um die Frauen selbst erzählen zu lassen und ihre eigenen Deutungen bezüglich ihrer Kleidung hervorzuheben und nicht eine weitere Forschung *über* muslimische Frauen und ihre Kopftücher dem bestehenden Forschungskanon hinzuzufügen.

Eingesetzte Techniken des Befragens und beachtete Interviewregeln waren entsprechend der Vorschläge von Ursula Boos-Nünning (1986):

- Herstellung einer vertrauensvollen Atmosphäre
- Stärkung der Erinnerungs- und Mitteilungsbereitschaft der Befragten
- ruhiges Frageschema, Fragen nicht zu rasch und zu sprunghaft stellen
- Raum für Erzählzusammenhänge lassen

- keine Suggestivfragen stellen
- Erzählaufforderungen wiederholen und abwandeln
- nach Motiven fragen
- nicht auf Expertendisput einlassen
- Umgangssprache vorziehen (vgl. auch Mayring 2010, S. 67 f.; und Klinkhammer 2000, S. 115 f.)

Unter dem Gesichtspunkt der „modischen Praxis“ sollten Handlungen erhoben werden, welche die Befragte routinemäßig durchführt oder auch einmalig durchgeführt hat und selbst als modischen Akt versteht (vgl. Klinkhammer 2000, S. 112). Als methodologisch theoretische Perspektive interessierten mich die Bewältigungsstrategien für das Thema Mode von muslimischen Frauen in einer dominanzkulturell verschiedenen Gesellschaft. Diese Strategien galt es gemeinsam mit den Interviewpartnerinnen herauszuarbeiten. Ich deckte hierbei zum einen eine diachrone Perspektive ab, brachte also in Erfahrung, wie die Befragte ihre modische Sozialisation beschrieb. Zum zweiten bezog ich auch eine synchrone Perspektive mit ein, also wie die Person ihre Mode heute vergemeinschaftet, sprich, welchen vestimentären Gruppen sie sich zugehörig fühlt und wie sie ihre gesellschaftliche Selbstverortung sieht. Am wichtigsten erschien mir aufzuzeigen, wie die verschiedenen Dimensionen und Praktiken miteinander verknüpft sind (vgl. ebd., S. 113-115).

Entgegen dem sonst in der Sozialforschung vorherrschenden Paradigma der ethnomethodologischen Indifferenz, in welchem das Relevanzsystem der Forscherin zurückgehalten wird, bemühte ich mich im Sinne eines „Arbeitsbündnisses“ mit meinen Interviewpartnerinnen darum, Strategien der Vertrauensbildung zur Anwendung zu bringen, da das Thema Kopftuch bei vielen Frauen Reizthema ist, weil es an anderer Stelle so oft im Negativen benutzt wurde (Helfferich 2005, S. 31). Diese Vorgehensweise erwies sich als notwendig, da bei einer zu offenen Erzählaufforderung zum Thema Kopftuch vor allem von Diskriminierungserfahrungen erzählt wurde. Die konsequente Anwendung von Nähe und Distanz, bei der gleichwertige und gegenseitige Kommunikation über den gesamten Forschungsverlauf ebenso durchgeführt wurde, wie das annähernde Verstehen der Praktiken meiner Forschungspartnerinnen, kennzeichnete meine Feld- und Interviewverfahren. Rolf Lindner (1981, S. 65) hat diese Problematik in seinem Aufsatz „Die Angst des Forschers vor dem Feld“ ausführlich thematisiert.

Ausgestattet mit einem bereits großen Fachwissen über islamische Lebensführung in Syrien und Berlin war durch eine sehr spezifische Erzählaufforderung eine starke Konzentration auf das Thema Kopftücher und Mode möglich, ohne dabei automatisch mitschwingende Themen wie Integrations-

und Assimilationsaufforderungen seitens der Dominanzgesellschaft allzu sehr zu behandeln (vgl. Witzel 1985). Auch verwendete ich in den Interviews verständnisgenerierende Strategien wie Nachfragen und Klärungen. Bei den verständnisorientierten Nachfragen bot ich gelegentlich eigene Deutungen an, um diese mit der Gesprächspartnerin zu diskutieren. Der sicherheitshalber angefertigte Leitfaden, für die von mir geführten Interviews, war gering vorstrukturiert und wurde meist nur gegen Ende des Gesprächs noch einmal angesehen, um sicherzustellen, dass ich auch nichts vergessen hatte (vgl. 10). Gelegentlich, vor allem bei den Interviews, bei der ich die Interviewpartnerin zum wiederholten Male traf, stellte ich den Interviewpartnerinnen verschiedene Problemperspektiven, die sich aus meiner Forschung ergeben hatten, mit der Bitte um Stellungnahme (vgl. Helfferich 2005, S. 24).

Die Interviews schnitt ich mit einem Tonbandgerät mit und transkribierte sie zu schriftlichen Protokollen. Wo mir das nicht möglich war, schrieb ich direkt nach dem Interview ein Gedächtnisprotokoll. Diese Teile der Interviews sind als rekonstruierte Gespräche zu sehen und durch ihre erzählende Sprache auch als solche erkennbar. Der fertige Text der Interviews, wie sie in den von mir angefertigten Transkripten schließlich ausgewertet wurden, kann als das Ergebnis eines gemeinsamen Arbeitsprozesses angesehen werden (ebd., S. 31). Deutungen wurden für die Thesen vor allem dann aufgegriffen, wenn sie von den Interviewten selbst eingebracht wurden. Gelegentlich bin ich bei der Interpretation auch über das Gesagte hinausgegangen und habe zusätzliche Aspekte, von denen ich aufgrund der durchgeführten Feldforschung annehmen konnte, dass sie mit dem Erleben des Befragten in Verbindung stehen, mit in den Zusammenhang eingebracht (ebd., S. 37).

2.2.2 Teilnehmende Beobachtung

Die Technik TB ist die Besonderheit der Ethnologie und der Kulturanthropologie und oft fester Bestandteil des Handwerkszeugs qualitativer Forschungsmethoden. Sie ist zu unterscheiden von der reinen Beobachtung, die eine eigene Datenerhebungsform darstellt (Amann und Hirschauer 1997, S. 16). TB dient in einem Setting von weiterem Handwerkszeug zum einen der Exploration von Forschungsfragen in einem relevanten Kontext und eignet sich zum anderen dazu, Vorüberlegungen im Feld auf ihre Konsistenz hin zu prüfen. Aus diesen ersten Erkundungen ergibt sich oft, dass einige Fragestellungen mehr Relevanz besitzen als andere und meist sind das nicht diejenigen, die man sich zu Hause am Schreibtisch überlegt hat. Sinnvoll

wird die wiederholte direkte Teilnahme des Forschers am Geschehen nicht zuletzt durch die Erkenntnis, dass das menschliche Gehirn eine hohe Fehlerquote dabei aufweist, Erinnerung korrekt wiederzugeben (Beer 2008b, S. 177). Die längerfristige Teilnahme an alltäglichen Handlungen der Beforschten eröffnet zudem die Möglichkeit der Annäherung an das Forschungsfeld und des Kennenlernens potentieller Interviewpartner*innen. In manchen Fällen kann die Beobachtung vor allem dann vorteilhaft für die Datenerhebung sein, wenn die Sprache von den Interviewer*innen noch nicht ausreichend beherrscht wird (Hauser-Schäublin 2008, S. 48).⁷ Darüber hinaus ermöglicht eine über die reine Beobachtung hinausgehende Teilnahme, direkt mit den Akteur*innen zu sprechen, Verständnisschwierigkeiten zur Sprache zu bringen und im Dialog ein besseres Wissen über die Situationen und die Einstellung der Akteur*innen dazu zu erlangen.

Das teilnehmende Beobachten der sozialen Interaktionen hat im gesammelten Datenmaterial schließlich den Nutzen, die Perspektiven und Selbstrepräsentationen der beobachteten Personen in unterschiedlichsten Situationen nachzuvollziehen. Aus diesem Grund ist das Folgen der Akteur*innen durch die Stationen ihres Lebensalltages auch ein wichtiger Teil der Feldforschung. Bendixsen (2013, S. 49) hat festgehalten, dass bestimmte Konzepte oder Alltagsbilder kommentiert, bestätigt, abgelehnt oder intensiviert werden, wenn Akteur*innen miteinander reden. Diese Bilder werden in der Interaktion anders verständlich als dies durch das reine Interview möglich werden kann.

Die Voraussetzung für eine erfolgreich durchgeführte teilnehmende Beobachtung ist, dass die Forscherin längerfristig und zyklisch wiederkehrend an den Interaktionen der zu untersuchenden Gruppen teilnimmt und soziale Beziehungen zu den Menschen der Gruppe aufbaut, um möglichst viel über die allgemeine Lebenssituation und konkrete Alltagsrituale zu erfahren. Amann und Hirschauer (1997, S. 17) haben angemerkt, dass TB sich darüber hinaus vor allem durch einen systematischen Kontrollverlust über die Bedingungen des Erkenntnisprozesses während der Feldpräsenz auszeichnet. Und um dies zu gewährleisten, betonen sie, sind Methodenzwänge außen vor zu lassen, um vielfältigen Beobachtungen und Erfahrungen zu ermöglichen. Statt mit Erhebungsinstrumenten zu hantieren, wird darum in der einschlägigen Literatur meist ein Feldtagebuch empfohlen, in welchem die beobachteten Erlebnisse und vor allem Erkenntnisse hinterher aufgezeichnet werden.

7 Während der Beobachtung in dem Bekleidungsgeschäft war dies der Fall, zwar nicht für die arabische Sprache, dafür aber für die türkische Sprache.

Besonders ergiebig erschien mir der zyklische Arbeitsablauf, mit dem ich die TB durchführte. Entsprechend der Vorschläge von James Spradley (1980) kann TB nicht als linearer Ablauf verstanden werden. Vielmehr besteht sie aus einem sich wiederholenden Kreislauf der Datensammlung, Datenverschriftlichung und Auswertung, der Analyse, die wiederum neue Fragen hervorbringt, welche mit einer Datensammlung beantwortet werden. Zwischendurch kehrte ich also immer wieder an den Schreibtisch zurück, um theoretische Lücken zu füllen. Aus dieser Arbeit ergaben sich oft ebenfalls neue Fragestellungen, für die entweder das Material konsultiert wurde, oder, wenn keine Antwort auf die Forschungsfragen im bereits gesammelten Material gefunden werden konnte, dann beim nächsten Feldaufenthalt gestellt wurden (vgl. ebd., S. 29). Während der Teilnahme habe ich in der Regel eine graduell eher passive Rolle eingenommen (Hauser-Schäublin 2008, S. 38). Passiv zu bleiben ist nicht immer einfach, insbesondere wenn man leicht als Fremdkörper in der Gruppe zu erkennen ist. Im Idealfall beschert einem das Aufmerksamkeit und Neugierde, denn daraus können sich Gespräche ergeben. In jedem Fall muss die Auswirkung der Anwesenheit der Forscherin auf das Verhalten der Beforschten bei der Auswertung der Daten berücksichtigt werden. Beispielsweise beschrieb Anne Sofie Roald, dass auf ihre Frage, warum Frauen Kopftücher tragen, die Befragten ganz unterschiedlich antworteten, je nach Vorstellungen der Befragten über diejenigen, die fragen (Roald 2001, S. 257).

Die Technik der Teilnehmenden Beobachtung wird in Deutschland oft mit dem polnischen Sozialanthropologen Bronislaw Malinowski (1884-1942) in Verbindung gebracht, der während des Ersten Weltkrieges auf Papua-Neuguinea durch die Briten als Kriegsgegner interniert wurde und seine Notizen von dem Aufenthalt später nutzte, um eine Untersuchung über die dortigen Einwohner anzufertigen (Kohl 1990). Er fertigte aus dieser Erfahrung heraus 1926 sein Methodenmanifest an, welches die Grundlage für heutige Methoden darstellt: raus aus den Studierstuben, hinein ins Feld. Den Namen dieser Forschungstechnik führte allerdings erst 1924 der Soziologe Eduard C. Lindemann ein, jedoch bezeichnete er mit dem teilnehmenden Beobachter noch jenes Mitglied der untersuchten Gruppe, welches dem Forscher als Informant zuarbeitete. In Chicago entstand schließlich in den 1920ern und 1930ern eine eigene Tradition der Stadtsoziologie, bei der die Wissenschaftler, angetrieben von der erkenntnisleitenden Idee des Entdeckens, sich mittels Teilnahme am Alltag ihrem Forschungsfeld zu nähern suchten. Insbesondere können hier die Studien von Park, Burgess und McKenzie (1967 [1925]) und ihre der Reportage entlehnte Recherchetechnik zur Datenerhebung erwähnt werden (Amann und Hirschauer 1997, S. 9). In die ethnologische

Literatur selbst hielt der Begriff erst 1940 durch die Ethnologin Florence Kluckhohn Einzug (Spittler 2001, S. 2).

2.2.3 Photographie als Methode

Die in der Arbeit verwendeten Photographien sind Bestandteil der literarischen Kategorie Ethnographie und somit als Teil der Arbeit zu betrachten. Jedoch ist, vor dem Hintergrund kolonialer Forschungsgeschichte, die Verwendung von Bildern von einer Minderheit in Deutschland als schwierig einzustufen. Nicht selten verfassten Anthropologen einseitige Dokumentationen über die Kolonisierten und untermalten diese mit Photoserien (Harper 2000, S. 407). Eine alte Kritik an der visuellen Soziologie ist darum, dass meist die Forscher „powerful and established“ sind und die weniger mächtigen, kolonisierten porträtieren (Harper 1994, S. 408). Auch ich habe mir im Rahmen der Forschung das Recht herausgenommen, fremde Menschen mit deren Erlaubnis abzubilden.

Darüber hinaus gibt es weitere kritische Anmerkungen zu den verwendeten Bildern. Sie stellen zum Beispiel keine objektiven Realitätsaufnahmen dar, sondern eine von mir gefilterte, selektierte und strukturierte höchst subjektive „Realität“ (Harper 2000, S. 406). Clifford und Marcus (1986) haben im Rahmen der soziologischen Krise der Repräsentation festgehalten, dass Photos, wie überhaupt alle Aufzeichnungen aus dem Leben, viel eher subjektiv gefärbte Repräsentationen als objektive Dokumente seien. Daraus folgt, dass durch meine Auswahl an Motiv und Inszenierung die abgebildeten Modeaufnahmen als meine Wahrnehmung muslimischer Mode in Berlin und anderen Städten betrachtet werden müssen. Sie sind als eine Verlängerung meines Auges einzustufen und bilden muslimische Kleider so ab, wie ich sie sehen und zeigen möchte (Petermann 1995, S. 228). Die Motive zeigen meist Frauen bei ihrer Bewegung innerhalb der Stadt Berlin. Ich wählte Frauen deren Outfit mir als besonders gelungen erschien. Das bedeutet weiterhin, dass meine Vorstellungen dem, was modisch ist bzw. von dem, was ich denke, was modisch sein sollte, die Aufnahmen stark beeinflusst haben.

Da es sich bei Mode vor allem um ein visuelles Kulturprodukt handelt, sah ich es jedoch als notwendig an, Bilder zu verwenden. Sie dienen dabei erstens als Anschauungsmaterial – ein Bild transportiert viel mehr Botschaften, als Worte es können und vermögen einerseits meine Sicht auf Mode verdeutlichen und können andererseits andere Deutungsmöglichkeiten zulassen und somit diskutierbar machen. Zweitens benutzte ich Photographie

während der Forschung zur Theorieerweiterung einer sich fortschreibenden Theorie. Ursprünglich plante ich, die Photographie für einen umfassenden dialogischen Erkenntnisgewinn einzusetzen, also auf Grundlage von Bildern mit meinen Interviewpartnerinnen über muslimische Mode in Berlin zu diskutieren. Ziel war es, der postmodernen Kritik am Forschungsprozess zu begegnen und den Bildern ihre vermeintliche Objektivität zu nehmen, indem ich die Subjektivität jener freisetze, welche die Bilder anders interpretieren würden als ich. Dies konnte leider nicht vollständig für alle Interviews realisiert werden, sondern nur, wenn es sich ergab. Statt als systematischer Teil der Interviews wurde diese Methode vor allem bei den informellen Gesprächen zwischendurch genutzt. Die von meinen Interviewpartnerinnen auf meine Bitte für mich angefertigten Bilder zeigen beispielsweise deutlich, dass die modischen Entwicklungen, auch jenseits deutscher modester Mode, eine bestimmte Richtung einschlugen. Die „photogeleitete Hervorlockung“ von Interpretationen von Moden halfen mir dabei zur Lernenden zu werden und von meinen Interviewpartnerinnen als Lehrerinnen über ihre Mode zu lernen (Harper 2000, S. 415).

Geprägt sind die Aufnahmen einerseits von einem forschungspragmatischen willkürlichen Faktor. Ich sprach nur dann Frauen an, wenn ich mich in der Lage dazu fühlte, da es mir nur in einer bestimmten Stimmung gelingen wollte, Musliminnen zum Ablichten zu überreden und ihre Bilder damit einer Fremden anzuvertrauen. In Zeiten des Internets ist dies, vor allem unter Musliminnen, nicht im Mindesten eine Selbstverständlichkeit, auch und vor allem bei Frauen mit Kopftuch nicht. Als vertrauensbildende Maßnahme begann ich deshalb irgendwann damit, nur die Kleidung abzulichten, die Gesichter aber auszuspargen. Wo die Gesichter zu sehen sind, wurden sie mit technischen Mitteln durch ein anderes Gesicht ersetzt. Die Gesichter sind also bis auf wenige Ausnahmen elektronisch verändert worden. Dies ist eine schwierige Entscheidung, da zwar die Persönlichkeitsrechte der Frauen zu wahren und zu schützen sind, sie jedoch dennoch als Individuen dargestellt werden sollen. Das Gesicht zu verpixeln würde dabei nicht nur einen wichtigen Teil ihrer Persönlichkeit wegnehmen, sondern sie sofort in einen Kontext von Skandal und Verbrechen stellen, weshalb ich mich dafür entschied, die Gesichter durch eine Aufnahme eines anderen Gesichtes zu ersetzen.

Andererseits ist die vorliegende Galerie meiner Auswahl aber keineswegs als willkürlich einzustufen. Ich wählte Frauen, die Farben trugen, wie sie mir meine Interviewpartnerinnen beschrieben hatten; fotografierte Stile, die ich während meiner Feldforschung in dem Laden beobachtet hatte; bewunderte Outfits, die ich in ähnlicher Form bereits im Internet gesehen hatte. Angeleitet von dem, was das Internet als modische Kleidung muslimischer Frauen

zeigte, suchte ich nach ähnlichen vestimentären Formen auf der Straße. Wo ich sie fand, bat ich darum, die Frauen ablichten zu dürfen, um in dieser Arbeit zu erscheinen. Meine Auswahl an Bildern für diese Arbeit ist also keineswegs ausschließlich das Produkt meiner persönlichen Vorstellungen, sondern entspricht dem, was ich im Verlauf meiner Arbeit gefunden habe.

Die Bilder sind fast alle mit Tageslicht aufgenommen worden, da ich Frauen meist auf meinem Weg durch die Stadt sah und ansprach. Viele Bilder stammen aus dem Umfeld von Bibliotheken. Dies ist insofern von Bedeutung, als dass an einigen Stellen bereits der Laufstegcharakter von Bibliotheken festgehalten wurde (Greiner 2013). Was gerade modisch ist, kann hier gut abgelesen werden.

Photographien enthalten, wie bereits festgehalten, geballt eine Vielzahl von Daten, die deutlich mehr aussagen können, als meine Beschreibungen dies vermögen. Die Bilder sind also als fragmenthafte Textsammlung zu sehen. Deshalb werde ich meinen Photographien keine ausführlichen Legenden beifügen, sondern sie als Teil der Beschreibung für sich sprechen lassen. Bild und Wort werden einander gleich geordnet, anstatt sich durch Dopplung zu überfrachten. Das Ziel ist es hierbei, dass die Wirkungen beider Textformen einander intensivieren, nicht ersetzen (Harper 2000, S. 404).

2.2.4 Artefakte

Zu den hier zu nennenden Methoden gehört außerdem die Sammlung und anschließende Analyse von Artefakten. Für die vorliegende Arbeit wurden sowohl online als auch offline aus Zeitschriften und Büchern Artikel gesammelt, die sich insbesondere auf einer nicht wissenschaftlichen Ebene mit muslimischer Mode auseinandersetzten. Gerade in den Tages- und Wochenzeitungen stieg die Frequenz der Veröffentlichungen zu dem Thema in den letzten Jahren stark an. Dazu kommt die Analyse von Internetfunden modester Mode wie Blogs und Kommentare.

Auch Flyer und andere Werbematerialien für Bekleidungsgeschäfte oder sogenannte Kopftuchfriseure wurden von mir gesammelt und stellen wertvolle bildliche Informationsquellen dar. Aufgrund eines kurzen Forschungsaufenthaltes in Großbritannien, während dessen ich bei einer muslimischen Familie wohnte und eine der Töchter zum Einkaufen von Bekleidung begleitete, war es mir möglich, vergleichende Beispiele für Großbritannien zu finden. Darunter unter anderem diverse Kataloge von britischen Designerinnen. Diese Sammlung wurde im Rahmen der Analyse der Feldforschung in

Beziehung gesetzt zu den von mir getätigten Beobachtungen und fanden z.T. als Ablichtungen Eingang in diese Arbeit.

Eine besondere Rolle unter den im Verlauf der Arbeit gesammelten Artefakten nimmt das türkische Modemagazin „Âlâ“ ein. Dieses wurde einige Zeit auch in Deutschland vertrieben. Allerdings wurde während meiner Forschung der Verkauf aufgrund mangelnden Absatzes eingestellt, so dass ich nur mit viel Glück noch einen Stapel dieser Zeitschriften für die Analyse bekommen konnte. Ein Vergleich mit deutschen Modemagazinen ergab nicht nur eine große Ähnlichkeit in der Darstellung der Konsumprodukte, sondern auch in den Produkten selbst, den Farben und Marken.

2.2.5 Methodenkritik

Wie bereits erwähnt, sind Photographien als besonders problematisch einzustufen, weil sie einerseits vorkonstruiert sind und andererseits Machtbeziehungen verdeutlichen. Werden Bilder aus postmodernistischer Kritik abgelehnt, so muss dies jedoch nicht nur für die visuelle Darstellung gelten, sondern auch für die textliche Darstellung, also für die ganze Arbeit. Müsste ich im Sinne einer ausgeglicheneren Machtbeziehung, zwischen Mitgliedern der deutschen Dominanzgesellschaft und Minderheiten in Deutschland, schlussfolgern, als Angehörige des weißen Mittelstandes vom Schreiben über Minderheiten abzusehen? Mit Sicherheit. Jedoch ist diese Arbeit nicht entstanden, um eine Minderheit zu dokumentieren, zur Schau zu stellen oder zu reproduzieren, sondern um auf Augenhöhe mit den Protagonistinnen, ein in der Integrationsdebatte viel diskutiertes Objekt, das Kopftuch, aus dem diskursiven Sonderforschungsbereich Migration herauszulösen und in einen dominanzgesellschaftlichen Diskurs zu stellen: den der vestimentären Mode.

Die Kritik an der Ethnographie selbst bezieht sich meist auf die mangelnde Überprüfbarkeit der Datenproduktion. Das wichtigste Forschungsinstrument ist die forschende Person selbst, welche die Quellen der Analyse überhaupt erst erschafft. Die Vorgänge der Datenproduktion, so häufig bemängelt, würden keiner wissenschaftlichen Kontrolle unterliegen können, da die Forschungssituationen nicht reproduzierbar seien. Zudem würde es an Repräsentativität mangeln (Ganeforth 2004, S. 93). Kritisiert wurde darüber hinaus die Neigung des Forschers, das Fremde auf das Eigene zu beziehen, statt die kulturellen Zusammenhänge kontextualisiert zu betrachten. Dies ist deshalb so wichtig, da, wie bereits gezeigt wurde, auch die Vorstellungen vom Eigenen immer Konstruktionen darstellen. Sichtweisen

sind notwendigerweise immer eingebunden in politische Strukturen sowie gesellschaftliche und historische Zusammenhänge. Deshalb ist es unerlässlich, das Forschungsselbst einer kritischen Überprüfung zu unterziehen: Die Forschungsmotivation, die Bilder auf die Anderen und die der Anderen auf das Selbst müssen hinterfragt werden, um die Subjektivität des Beobachters beurteilen zu können und herrschaftlichem Denken entgegenzuwirken. Daraus geht hervor, dass die persönliche Subjektivität nicht nur nicht ausgeschlossen werden kann, sondern der Umgang mit ihr eine wichtige Voraussetzung ist. Die viel kritisierte Subjektivität der ethnographischen Forschung wird in dieser Arbeit also als Stärke genutzt, da die Subjektivität von Forscher*in und Beforschten nicht ausgeblendet, sondern methodologisch nutzbar gemacht wird.

„Da [die Person des Feldforschers] die umgebende Wirklichkeit immer nur selektiv wahrnehmen kann, hängt es wesentlich von der Ausbildung, dem Vorwissen, den Voreingenommenheiten und nicht zuletzt auch von der Persönlichkeit ab, was sie sieht und was ihrer Aufmerksamkeit entgeht.“ (Ganseforth 2004, S. 93)

Ethnographie, also der Prozess des (Be-)Schreibens, kann folglich niemals ein direktes Abbild der untersuchten Menschen und ihrer Lebensweise liefern, sondern muss als das Resultat von Deutungsleistungen der Forschenden gesehen werden. Die Kategorien, in denen dargestellt wird, gehören zu der Kultur, für die geschrieben wird, weshalb der entstandene Text immer ein Kompromiss bleiben muss, da das Unbekannte mit den eigenen Worten beschrieben wird.

Das von Clifford Geertz (1983, S. 93) vertretene Konzept der „Dichten Beschreibung“ definiert darum den Kulturbegriff neu: Kulturen müssen als ineinander greifende Systeme von Symbolen und Bedeutungen verstanden werden. Diese Systeme generieren sich über die Interpretationen der Erfahrungen und äußern sich in subjektiven Konstruktionen, um das Leben sinnhaft zu erklären (ebd., S. 21). Erst wenn diese detailliert beschrieben werden, kann der Kompromiss aus der Beschreibung etwas Fremden mit eigenen Worten gelingen. Angelehnt an diese Überlegungen entwickelte Gerd Spittler die Methode der „Dichten Teilnahme“ als Kombination aus Beobachtung und Gespräch, welche in dieser Arbeit zur Anwendung kam (Spittler 2001, S. 1). Wie auch Geertz ist er der Meinung, dass Beobachtungen nie objektiv sind, sondern immer selektiv und subjektiv. Dafür erfasst die Beobachtung nicht nur das Hören und Sehen, sondern auch das Fühlen, körperlich und seelisch, und kann somit das Erleben sehr gut wiedergeben (ebd., S. 19).

2.3 Forscherin im Feld

Meine Subjektpositionierung im Feld ist stark von meinen eigenen „Migrationserfahrungen“ geprägt: Nicht unbeachtet soll die Tatsache bleiben, dass, auch wenn mein Wohnort sich nicht geändert hat, ich doch kurz nach dem Eintritt in die Schullaufbahn die Nationalität wechselte: Von der „DDR-lerin“ zur BRD-Bürgerin. Bis heute ergeben sich so oftmals unvorbereitet Momente, wo ich als „aus dem Osten kommend“ enttarnt werde, meist auf Grund von Eigenheiten in Grammatik oder Wortwahl.

Viele Jahre als Kellnerin in einem arabischsprachigen Restaurant in Verbindung mit einem Studium der Islamwissenschaften sowie der einjährige Aufenthalt in Syrien führten dazu, dass ich nicht nur deutsch und englisch, sondern auch fließend arabisch spreche. Darüber hinaus bin ich mit zumindest syrischer und libanesischer Lebensart vertraut. Zudem konnte ich aufgrund meiner Erfahrungen als Studentin in Damaskus Einsichten aus dem Leben als Minderheit zu den Gesprächssituationen beitragen. Mir ist bewusst, dass die von mir beschriebenen Umstände mit den Minoritätserfahrungen meiner Gesprächspartnerinnen aufgrund der unterschiedlichen Machtverhältnisse und der zeitlichen Begrenzung kaum vergleichbar sind. Trotz aller gefühlter Nähe bleibe ich immer noch eine weiße protestantische Deutsche aus der Mittelschicht. Dennoch schufen der gelegentliche Wechsel in die arabische Sprache, die Verwendung entsprechender Höflichkeitsfloskeln und die Vertrautheit mit bestimmten Konzepten und Bildern, doch auch mit Menschen, die ich erst seit kurzem kannte, eine vertrauensvolle Gesprächssituation. Dies ist mit Sicherheit auch der Tatsache geschuldet, dass mir als Frau ein anderer Zugang möglich war, als er beispielsweise einem Mann ermöglicht worden wäre.

Nicht zur Anwendung kommen konnte dieser Vorteil bei den vielen spontanen Stehgreifinterviews⁸, die sich vor allem bei der Bitte um ein Bild entspannen: Da in 30 Sekunden kaum Motivationen oder Selbstbild darstellbar waren, begegneten mir die Frauen oft mit Misstrauen, da zu viele Textmedien mit Bildern muslimischer Frauen Missbrauch betrieben haben. Zum Teil besänftigte ich das Misstrauen durch den Gebrauch von Key-Words und Konzepten⁹, die muslimischen Frauen im Umgang mit ihren Bildern wichtig ist, manchmal holte ich gar meinen Laptop heraus, um ihnen Teile meiner Arbeit zu zeigen. Ganz oft genügte aber die Darlegung, wie ich zu

8 Ein Stehgreifinterview ist ein spontan geführtes Interview, das sich meist unerwartet ergibt und mittels Notizen im Feldtagebuch dokumentiert wird.

9 Z.B., dass ich beabsichtigte, die Bilder *halal* aufzunehmen, also darauf achte keine Gesichter zu zeigen etc.

photografieren beabsichtigte sowie das Zeigen von bereits aufgenommenen Frauenbekleidungen ohne Gesicht.

In den Interviews stellte sich weitere Nähe durch das gemeinsame Interesse am Thema Mode her: Die Frauen sprachen gern über diesen Teil ihres Lebens, auch wenn nicht selten Wertungen über die Bekleidungen anderer Frauen in das Gespräch mit einfließen. Über das Thema Mode ließen sich sowohl biographische Entwicklungen rekonstruieren, als auch alltägliche Praktiken erschließen, wodurch das Thema Mode oft ein Leitfaden in einer biographischen Narration wurde. Nicht selten flossen auch politische und gesellschaftliche Meinungen zu dem Thema mit ein. Dabei machte ich aber stets deutlich, dass es mir relativ egal war, wie religiös die von mir befragten Personen im Einzelnen waren, sondern betonte wiederholt, dass mich vor allem die modische Seite der Bekleidung interessierte.

2.4 Datenerhebung

2.4.1 Stichprobe

Die Auswahl einer Stichprobe, also wer befragt werden soll, berührt die Frage danach, für welche Gruppe einer Gesellschaft die Ergebnisse schließlich Gültigkeit besitzen sollen. Dies ist schwieriger zu beantworten, als es wirkt (Helfferich 2005, S. 172). Die qualitative Forschung sucht, wie bereits ausgeführt, nach den Sinnkonstruktionen des Einzelnen, nach dem Besonderen also. Es geht hierbei nicht um Verteilungsaussagen oder um Verallgemeinerungen, sondern in erster Linie zielt diese Form der Forschung auf die Bestimmung von Mustern oder spezifischen Eigenheiten ab, die von außen oft nur schwer zu erkennen sind. Dabei ist in den meisten Fällen nicht die Anzahl der Interviews entscheidend, sondern wie intensiv diese ausgewertet werden. Beispielsweise „[...] im Bereich der objektiven Hermeneutik wird davon ausgegangen, dass die zu Grunde liegenden latenten Sinnstrukturen bereits anhand eines Einzelfalls bestimmt werden können.“ (ebd., S. 153) Jedoch kann die berechnete Frage gestellt werden, inwieweit die befragte Stichprobe überhaupt typische Muster abbildet. Allgemein wird gesagt, dass der bei einer qualitativen Befragung angestrebte „mittlere“ Stichprobenumfang in einer Größenordnung zwischen sechs und 30 Interviews angenommen wird (ebd., S. 153). Diese Anzahl der Gesprächspartner*innen variiert durch die Tiefe und Länge der geführten Interviews.

Die interviewten Frauen fand ich durch die Anwendung eines „Schneeballsystems“, in dem ich meine ehemaligen Arbeitskollegen befragte, ob ihre Frauen für Interviews zur Verfügung stehen würden bzw. ich sprach Frauen, die ich flüchtig kannte, direkt an. Darüber hinaus bat ich Frauen, die ich in Stehgreifinterviews und während meiner Feldforschung kennenlernte um ausführliche Interviews. Der Ort wurde durch die Interviewten selbst bestimmt, was als vertrauensbildende Maßnahme darauf abzielte, dass sich die Interviewpartnerinnen möglichst wohl fühlen. Dabei sind auch Nachteile in der Interviewsituation selbst in Kauf genommen worden.

Für das Erheben der Daten wandte ich ein dreistufiges Verfahren an: Erstens wählte ich nach demographischen Kriterien aus und bat Frauen anhand des inhaltlichen Interesses um ein Gespräch, wählte also jene aus, die Kopftücher tragen und über eigene aktive oder familiäre Migrationserfahrungen aus arabischsprachigen Ländern verfügen. Dabei fanden in die Stichprobe nur Frauen Aufnahme, die Mitte 20 oder älter waren, in der Annahme, dass in dieser Altersgruppe die Stilfindung weitgehend abgeschlossen ist und größere Brüche in der Bekleidungsbiographie bereits erfolgt sind. Weiterhin wurden die mehrstündigen Interviews regional begrenzt geführt, mit Frauen, die zum Zeitpunkt der Befragung ihren Lebensmittelpunkt in Berlin hatten. Dies geschah vor allem aus forschungspragmatischen Gründen. Auch die Konzentration auf arabischsprachigen Frauen hatte forschungspragmatische Gründe. Zum einen gibt es bereits viele Forschungen über Frauen mit türkischer Sprache (z.B. Klinkhammer 2000; Höglinger 2002; Nökel 2002), zum anderen verfüge ich von den unter Musliminnen am meisten gesprochenen Sprachen in dieser über die fundierteste Kompetenz.

Zweitens wurden die problemzentrierten Interviews nach innerer Repräsentativität geführt. Ich unterteilte Interviewpartnerinnen in zwei Gruppen: Frauen mit eigener Migrationserfahrung und Frauen, denen diese aufgrund ihres Aussehens nur zugeschrieben wird, also deren Eltern oder Großeltern beispielsweise migriert sind. Sowohl der Kern des Feldes, wie er sich in der Voruntersuchung herauskristallisiert hatte, schien angemessen vertreten, als auch abweichende Vertreterinnen, also Frauen, die ein dediziertes Interesse an Mode geäußert haben und Frauen, die jenes für sich ausgeschlossen hatten.

Drittens prüfte ich im Anschluss an die Interviews erneut, welche Konstellationen nicht in der Stichprobe vertreten waren, um die Aussagen nur auf einen bestimmten Geltungsbereich zu limitieren. Das Sampling fand in Anlehnung an die „Grounded-Theory“-Methodologie prozessbegleitend statt, um eine konzeptuelle Repräsentativität zu erreichen (Strübing 2014, S. 31 f.). Dabei ging ich nach dem Sättigungsprinzip vor (Helfferich 2005, S. 174 f.). Als weitere zusätzlich durchgeführte Interviews keine neuen Erkenntnisse

und Informationen mehr einbrachten, war der durch die Interviews angestrebte Erkenntnisgewinn erreicht. Da nur sehr wenige Einzelfälle sehr intensiv befragt wurden, befolgte ich das Prinzip der umso intensiveren Auswertung (Helfferich 2005, S. 155).

Die biographische Perspektive soll dabei nicht repräsentativ für alle Frauen sprechen, sondern beispielhaft das modische Er-Leben mit Kopftuch beschreiben und daraus Rückschlüsse auf die westliche Gesellschaft als solche ziehen und somit einen Beitrag zum Verständnis von Kleidermoden leisten.

2.4.2 Datenerhebung

Die konzentrierte Datenerhebung erfolgte in einem Zeitraum von ca. 6 Monaten von November 2011 bis Mai 2012. Weitere einzelne Gespräche fanden auch in der Zeit davor und danach statt, etwa von Sommer 2011 bis Sommer 2013.

In dieser Zeit führte ich sechs mehrstündige problemzentrierte Interviews mit je drei Frauen mit und ohne eigene Migrationserfahrung, die eine große Menge detaillierter Daten hervorbrachten. Ich begleitete darüber hinaus vier der sechs Frauen durch ihren Alltag, während wir über viele Themen sprachen, oft auch über meine neuesten Erkenntnisse und Forschungsüberlegungen. So begleitete ich eine Interviewpartnerin beim Einkaufen von geeigneter Kleidung für ihre Bewerbungsbilder, half einer anderen beim täglichen Einkaufen und einer dritten beim Abholen ihrer Kinder und führte mit einer weiteren Frau Recherchearbeiten in Bibliotheken durch. Auf diese Art und Weise erhob ich Informationen über die muslimische Bekleidung in verschiedenen Lebenslagen und beim Bewegen durch das Straßenbild Berlins.

Weiterhin führte ich zwischen Dezember 2011 und Februar 2012 in einem kleinen Bekleidungsgeschäft in Neukölln Feldforschung durch, indem ich beim Verkauf, beim Verräumen der Waren sowie bei der Beratung von Kundinnen half. Außerdem führte ich unzählige Stehgreifinterviews mit den Frauen, von denen ich die Bilder aufnahm. Weitere Konversationen, persönlich, via Telefon und schriftlich, führte ich mit Kopftuchträgerinnen außerhalb meines Samples, etwa Freundinnen aus Syrien, die inzwischen aufgrund der politischen Lage in die Türkei migriert waren, oder Bekannte die ich während meines Aufenthaltes in Damaskus kennengelernt hatte, und die inzwischen wieder nach Großbritannien, Südafrika und Deutschland zurückgekehrt waren.

Der Sommer 2013 markierte einen Bruch in der Forschung und eine Rückkehr an den Schreibtisch, um die Analyse vorzunehmen. Seitdem tausche ich mich gelegentlich durch soziale Medien mit meinem Interviewpartnerinnen zu den Entwicklungen in ihrem Leben und zum Fortschritt meiner Dissertation aus.

2.4.3 Dokumentation

Hier einige Hinweise zu den in dieser Arbeit verwendeten Zitaten:

- Alle Namen wurden geändert.
- Die Ortsangaben außerhalb Berlins wurden ausgelassen.
- Die fremdsprachlichen Interviews wurden durch mich aus dem Arabischen übersetzt und dann im Deutschen der Analyse unterzogen.
- Für eine bessere Lesbarkeit und auch Wahrung der Würde der Befragten wurden Grammatikfehler, Wortwiederholungen, und Füllwörter nach der Interpretation für die schriftliche Wiedergabe in dieser Arbeit nach bestem Gewissen korrigiert.
- Auslassungen in den Interviewzitaten wurden mit Wort (...) Wort gekennzeichnet
- (-) kurze Pause.
- (–) längere Pause (mehr als drei Sekunden).
- (!) besondere Betonung der Aussprache.
- (lacht) Interviewpartnerin lacht.
- (lachen) beide lachen.
- Kommentierungen der Verfasserin finden sich in eckigen Klammern. [So etwa].
- Unverständlich ausgesprochene Worte wurden durch ein [?] kenntlich gemacht.

2.5 Auswertung und Analyse

In der Ethnographie wird die Analyse und auch das Schreiben nicht als abgegrenzter Teil der ethnographischen Forschung betrachtet, sondern sie beginnt bereits in der Vorphase der Feldforschung, wenn die Forschungsprobleme und -fragen gestellt und geklärt werden. Die Datensammlung wird

dabei von dem Gedanken Theorie zu generieren angeleitet (Hammersley und Atkinson 1983, S. 174). Der erste Schritt der Auswertung besteht immer darin, das gesammelte Material sorgfältig zu lesen, um sich damit vertraut zu machen. Ziel ist außerdem, nach sich wiederholenden Mustern zu lesen und danach zu überprüfen, ob sich etwas vom eigenen Referenzrahmen abhebt – also mit bisherigem Denken keinen „Sinn“ ergibt. Einige meiner Überlegungen fanden sich bereits in frühen Feldnotizen und analytischen Memos (Strübing 2014, S. 33-35). Dies sind konzeptionelle Anmerkungen, wie sie auch in der Grounded Theory Methodologie Anwendung finden und die mir im Zuge der Auswertung wieder in die Hände fielen. Manchmal waren es auch die Befragten selbst, die Konzepte benutzen, die mir bis zu diesem Zeitpunkt nicht geläufig waren und die einen unschätzbaren Anteil an der Thesenüberprüfung hatten (Hammersley und Atkinson 1983, S. 178).

Es folgten viele Monate theoretischer Recherche, der Analyse und dem Schreibprozess der vorliegenden Arbeit selbst als weitere Schritte im Analyse-Prozess. Das erhobene Material wurde während und nach der Forschung in eine einheitliche Form gebracht. Die Nachbearbeitung meiner Feldforschung bestand aus der Aufbereitung und Transkription des Forschungsmaterials. Unterschiedliche Medienformate, auch Audiodateien und handschriftliche Notizen, verschriftlichte ich zu elektronischen Texten, die ich im Hinblick auf verschiedene Fragestellungen analysierte. Die theoretische Recherche erfolgte themenzentriert und in zyklischen Phasen, in denen sich Schreiben und Lesen abwechselten.

Für die Analyse selbst kamen somit eine Mischung aus induktiver und deduktiver Vorgehensweise zum Einsatz. Bereits Blumer stellt 1954 fest, dass es hilfreich sein kann, Konzepte zu erarbeiten und diese, bevor sie definitive Konzepte werden und in eine Theorieerweiterung münden, als sensibilisierende Konzepte vorzumerken und zu benutzen, da sie die Forscherin für Phänomene sensibilisieren und eine „Blickrichtung vorgeben“ (Blumer 1954, S. 7). Darüber hinaus, angelehnt an die Grounded-Theory-Methodologie, leitete ich weitere Thesen direkt aus dem Material ab. Um diese konzeptuell zu verdichten, arbeitete ich mich durch mehrere theoretische Diskurse, unter anderem zu Mode- und Migrationstheorie, um dann in dem zyklisch angelegten Forschungsverfahren methodologisch begründet erneut an die Analyse der Daten zu gehen und wo diese nicht ergiebig genug waren, noch einmal ins Feld zu gehen, um offen gebliebene Fragen zu beantworten. Ziel war es, die vestimentären Biographien der Frauen systematisch zu analysieren und mit theoretischem Hintergrundwissen zu konzeptualisieren.

Grundtechnik der Analyse selbst war eine aus den quantitativen Verfahren entlehnte Frequenzanalyse in Bezug auf die Fragestellung (Lamnek 2005,

S. 505). Dazu wurde mit einem computergestützten Kategoriensystem gearbeitet und die Interviews Satzweise mit Codierungen verschlagwortet. Die zweite Analysetechnik, die hier zum Einsatz kam, war die Intensitätsanalyse der Inhalte, also wie stark bestimmte Themen vertreten waren. Als ich ein oder zwei analytische Konzepte entwickelt hatte, war es äußerst hilfreich, diese heranzuziehen, um Verbindungen zwischen ihnen zu etablieren und neue hinzuzufügen. Glaser und Strauss (1967) nennen dies die „konstante komparative Methode.“ Zum Beispiel setzte ich die Migrationsgeschichte der Frauen ins Verhältnis zur der Intensität der von ihnen erzählten Diskriminierungserfahrungen.

Die aus der Methodentriangulation gewonnenen zusätzlichen Perspektiven waren hilfreich dabei, die herausgearbeiteten Konzepte für die theoretische Schlussbetrachtung zu stärken, indem ich sie mit anderen Datensätzen verglich. Das waren zum einen vergangene Phasen der Feldforschung, zum anderen aber die wenigen publizierten Werke zum Thema muslimischer Mode, hier vor allem die von Tarlo und Moors veröffentlichten Arbeiten (Tarlo und Moors 2007; Tarlo und Moors 2013).

Während meiner Feldforschung und der zum Teil parallel dazu laufenden theoretischen Recherche zu den sehr umfangreichen Themenbereichen Mode und Migration entwickelte ich eine Anzahl von Thesen. Einige davon verwarf ich wieder, andere erwiesen sich als für die Theoriebetrachtungen sehr ergiebig. Die meisten davon besprach ich im Laufe der Feldforschung mit meinen verschiedenen Interviewpartnerinnen. Ich wandte also regelmäßig kommunikative Validierung an, indem ich meine Ergebnisse mit den Ansichten meiner Interviewpartnerinnen rückkoppelte. Ich fragte sie nach ihrer Meinung zu meinen Überlegungen und ihre Ansichten formten mitunter aus vagen Ideen handfeste Beschreibungen von Lebensrealitäten, wie sie in der Thesendiskussion ab Kapitel 8 nachgelesen werden können. War eine These zumindest nicht als völlig abwegig zurückgewiesen worden, durchforstete ich mein bereits vorhandenes Material nach weiteren Indizien, um die Thesen zu belegen.

Dabei ist erneut zu betonen, dass die von mir entdeckten Richtungen und Tendenzen von Formen der religiösen Mode nicht alle möglichen denkbaren Typen islamischer Mode abbilden, sondern aus dem vorliegenden Material ableitbare Ausprägungen zeigen (vgl. Klinkhammer 2000, S. 120).

Das Kopftuch als Visitenkarte

Eine qualitative Fallstudie zu Stil- und Ausdrucksformen

Berliner Musliminnen

Kanitz, J.

2017, XIX, 280 S. 29 Abb., 28 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-17414-9